

Kriegsgefangenschaft

Biographische Quellen zur deutschen Geschichte nach 1945

Herausgegeben im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte
und in Verbindung mit dem Bundesarchiv
von Wolfgang Benz

Band 10

R. Oldenbourg Verlag München 1991

Kriegsgefangenschaft

Berichte über das Leben in
Gefangenenlagern der Alliierten
von Otto Engelbert, Kurt Glaser,
Hans Jonitz und Heinz Pust

Herausgegeben von Wolfgang Benz und
Angelika Schardt

R. Oldenbourg Verlag München 1991

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Kriegsgefangenschaft : Berichte über das Leben in
Gefangenenlagern der Alliierten / von Otto Engelbert ... Hrsg.
von Wolfgang Benz und Angelika Schardt. – München :
Oldenbourg, 1991

(Biographische Quellen zur deutschen Geschichte nach 1945 ; Bd. 10)

ISBN 3-486-55866-8

NE: Engelbert, Otto; Benz, Wolfgang [Hrsg.]; GT

© 1991 R. Oldenbourg Verlag GmbH, München

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf, München

Gesamtherstellung: R. Oldenbourg Graphische Betriebe GmbH, München

ISBN 3-486-55866-8

Inhalt

<i>Wolfgang Benz</i>	
Einleitung.....	7
<i>Heinz Pust</i>	
Als Kriegsgefangener in der Sowjetunion. Erinnerungen 1945–1953	17
<i>Otto Engelbert</i>	
Die Antifa-Schule Talizy. Schule des „Zwiedenkens“	65
<i>Hans Jonitz</i>	
In amerikanischer und französischer Kriegsgefangenschaft	85
<i>Kurt Glaser</i>	
Kriegsgefangener auf drei Kontinenten	131

Einleitung

Am Ende des Zweiten Weltkriegs befanden sich mehr als 8 Millionen Deutsche als Kriegsgefangene in Gewahrsam der Siegermächte. Innerhalb eines Jahres waren zwar 5 Millionen entlassen, aber es waren auch zahlreiche Todesopfer zu beklagen, und es gibt eine ungeklärte – und mit Sicherheit nicht mehr zu klärende – Anzahl von Vermissten. Weit über eineinhalb Millionen solcher Schicksale von ehemaligen Wehrmachtangehörigen verzeichnen die Statistiken. 1950 sprach man von 1,3 Millionen Vermissten im Osten und 100 000 im Westen, der Suchdienst des Roten Kreuzes hat 1,086 Millionen deutsche Soldaten für tot erklärt.

Zur statistischen Dimension des Kriegsgefangenenproblems gehört auch die Verständigung der Alliierten darüber, daß ein Teil der deutschen Kriegsgefangenen zum Wiederaufbau und zur Wiedergutmachung angeordneten Schadens eingesetzt werden sollte. Aufgrund dieser Verabredung übergaben Amerikaner und Briten ca. eine Million Gefangene an Frankreich; die Sowjetunion überstellte 80 000 Deutsche an Polen. Jahrelang schufteten ehemalige Landser in Bergwerken und Holzfällerlagern, in Fabriken und beim Straßenbau in der Sowjetunion und in Frankreich, in Polen und Jugoslawien, benutzt als Arbeiterheer, das in der Regel gerade so gut behandelt wurde, wie notwendig war, die Arbeitskraft einigermaßen zu erhalten. Man benötigte die Arbeitsleistung und investierte so wenig als möglich in die Reste der Deutschen Wehrmacht, und schon gar keine Gefühle.

Den Bewachern galten sie als „boches“ oder als Nazis. Die Spuren der Verwüstung des Krieges und der deutschen Besatzung waren überall noch sichtbar, die Wunden frisch. Was kümmerte da Hunger, Elend, Krankheit und Tod deutscher Kriegsgefangener? Mehr als drei Millionen sowjetischer Soldaten, die in Gefangenenlager der Deutschen Wehrmacht geraten waren, sind dort umgekommen, d. h., sie sind systematisch ermordet worden, nicht nur durch Hunger und planmäßige Vernachlässigung in jeder Hinsicht, sondern auch durch Erschießen.¹ Wehrmacht und Waffen-SS hatten bei der Behandlung der sowjetischen Kriegsgefangenen alle internationalen Konventionen mit Füßen getreten – aber das war längst verdrängt und vergessen, als man im besiegten Nachkriegsdeutschland das ungewisse Schicksal der in sowjetische Kriegsgefangenschaft Geratenen beklagte.

Am frühesten – beginnend Ende Juli 1945 – entließen die Amerikaner die deutschen Kriegsgefangenen, allerdings wurden viele von ihnen aufgrund interalliierteter Vereinbarungen nach Frankreich und Großbritannien

zum Arbeitseinsatz überstellt. Auf der Moskauer Außenministerkonferenz im Frühjahr 1947 wurde der Dezember 1948 als Endtermin für die Repatriierung der ehemaligen Soldaten der Deutschen Wehrmacht festgesetzt. Alle westlichen Gewahrsamsmächte, auch die Tschechoslowakei und Jugoslawien, hielten sich an diesen Beschluß, nicht jedoch die Sowjetunion und Polen. Für die Kriegsgefangenen, die erst 1949 und 1950 entlassen wurden, bürgerte sich der Begriff Spätheimkehrer ein; die noch länger Zurückgehaltenen hießen Spätestheimkehrer.

Während überall in der Bundesrepublik Kundgebungen der Trauer und des Protestes zu einem Gedenktag für die deutschen Kriegsgefangenen veranstaltet wurden, versammelten sich die Abgeordneten des Bundestags am Vormittag des 26. Oktober 1950 zu einer Sitzung – es war die 94., und sie dauerte 12 Minuten –, „um Zeugnis abzulegen, daß das deutsche Volk jederzeit an die noch im Ausland befindlichen Kriegsgefangenen denkt“. Mit diesen Worten kündigte Präsident Ehlers die Erklärung des Bundeskanzlers an, die mit dem Dank an die Vereinigten Staaten und Großbritannien für die Nachprüfung der Verurteilungen begann, woran die Bitte an Frankreich geknüpft war, die Verfahren gegen deutsche Soldaten zu Ende zu bringen, und, fein abgestuft, folgte „ein Wort der Anerkennung“ an Jugoslawien, das den größten Teil der Kriegsgefangenen heimgesandt hatte. „Entsetzlich aber“, fuhr Adenauer fort, sei „das Schicksal der Deutschen, der früheren Angehörigen der Wehrmacht, der verschleppten Männer, Frauen und Kinder, die in Sowjetrußland noch zurückgehalten werden“. Nach sorgfältiger Prüfung des Materials betrage deren Zahl mehrere hunderttausend. Namens der Bundesregierung appellierte Adenauer an die Weltöffentlichkeit, die UNO müsse eine Kommission in die Sowjetunion entsenden, die sich ein Bild über die Situation und das Schicksal der Verschleppten und Kriegsgefangenen machen müsse.

Den rhetorischen Höhepunkt, aber auch die Substanz der Erklärung – und in dieser Empfindung herrschte Übereinstimmung im ganzen Land – bildeten folgende Sätze: „Das Schreckliche ist, wie ich glaube, für jeden irgendwie menschlich Empfindenden, daß diese Zurückhaltung vorgenommen wird nicht etwa im Kriege, nicht etwa in der Erregung des Kampfes, nicht etwa in einem noch nicht abgeebbten Rachegefühl nach Abbruch des Krieges. Sie wissen, daß die bedingungslose Kapitulation im Mai 1945 erfolgt ist, und jetzt schreiben wir Oktober 1950. Das sind fünf-einhalb Jahre nach dieser bedingungslosen Kapitulation. Jede Entschuldigung für ein solches Verfahren fehlt. Es ist keine Gefährdung für die Sowjetunion und für Polen damit verbunden. Ich habe eben schon hervorgehoben, daß auch das vielleicht im ersten Jahre verständliche Gefühl der Erregung und der Rache jetzt nach fünf-einhalb Jahren nicht mehr bestehen kann und herrschen darf. Nein, meine Damen und Herren, es handelt sich hier um eine Maßnahme kalter Grausamkeit, durch die über vielleicht eine Million Deutsche in Sowjetrußland, aber über eine ganze Anzahl von

Millionen der Angehörigen in Deutschland Schmerz und Kummer und Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit verhängt ist. Ich weiß nicht, meine Damen und Herren, ob in der Geschichte jemals mit einer solchen kalten Herzlosigkeit ein Verdikt des Elends und des Unglücks über Millionen von Menschen gefällt worden ist. Die Geschichte wird auch darüber einst zu richten haben.“²

Es dauerte noch bis 1956 – das war das Jahr nach dem Besuch Adenauers in Moskau –, bis die letzten deutschen Kriegsgefangenen aus den Lagern in der Sowjetunion heimkehren durften. Kriegsgefangene und ihre Angehörigen bildeten im ersten deutschen Nachkriegsjahrzehnt ein Problem, das heute eher in Vergessenheit geraten ist. Ganz abgesehen von den psychologischen Folgen der Gefangenschaft, die quantitativ nicht meßbar sind (aber die Kinder, die ohne Väter aufwuchsen, spürten sie ebenso wie ihre Mütter), gehörten die Heimkehrer und Spätheimkehrer zu den sozialen Folgekosten des Krieges. Sie mußten in die Gesellschaft und den Arbeitsprozeß eingegliedert werden, je später sie kamen mit desto größeren Schwierigkeiten.

Die Geschichtsschreibung hat sich des Massenschicksals der Kriegsgefangenen frühzeitig angenommen. Eine „Wissenschaftliche Kommission für deutsche Kriegsgefangenengeschichte“, gegründet vom damaligen Bundesvertriebenenministerium in Konsultation mit dem Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes, dem Evangelischen Hilfswerk für Kriegsgefangene und Internierte, dem Deutschen Caritas-Verband und dem Verband der Heimkehrer, nahm im Frühjahr 1958 die Arbeit auf. Die Maschke-Kommission, wie sie nach ihrem Leiter genannt wurde, war errichtet worden, um das Schicksal der etwa 11 bis 12 Millionen deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkriegs zu dokumentieren. 1962, nachdem das umfangreiche Quellenmaterial aufbereitet worden war, wurden ursprüngliche Konzeption und Name des Unternehmens („Wissenschaftliche Kommission für die Dokumentation des Schicksals der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkriegs“) geändert. Man hatte sich entschlossen, anstelle der Ausbreitung dokumentarischen Materials (wie es in der „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“, die zunächst als Vorbild gedient hatte, betrieben wurde) den Stoff in monographischen, reich mit Quellenzitaten belegten Studien in sachthematischen Zusammenhängen zu verarbeiten. Als Quellen standen den Autoren der Kommission drei Kategorien von Material zur Verfügung. Erlebnisberichte und Aussagen von Heimkehrern aus den Lagern aller Gewehrsmächte sowie Tagebücher, Briefe und Gesprächsaufzeichnungen bilden die erste Quellengruppe. Dazu kamen die Unterlagen der Verbände, die Kriegsgefangene und Heimkehrer betreuten. Weiterhin sind Delegiertenberichte des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz über Lagerbesuche aus den Jahren 1944–1948 benutzt worden; für die westlichen Länder kamen Berichte der YMCA (Young Men's Christian Association) über de-

ren Kriegsgefangenenfürsorge hinzu. Wichtig waren ferner interne Materialien und Akten zum Kriegsgefangenenwesen der Gewahrsamsmächte Großbritannien, Kanada, Australien, USA, Frankreich und der Benelux-Länder.

Die Kommission arbeitete zwar unabhängig vom Auftraggeber, dem Bundesvertriebenenministerium, sie war aber hinsichtlich der Veröffentlichung ihrer Ergebnisse an die Zustimmung des Auswärtigen Amtes gebunden. Bis 1961 hatte es ohnehin gedauert, bis sich die Auftraggeber entschließen konnten, die Forschungen überhaupt zu publizieren. Zwischen 1962 und 1974 sind insgesamt 22 Bände der Schriftenreihe „Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkriegs“ erschienen, aber das Publikum bekam die Bücher nicht in die Hände. Seriös und gründlich sind nach Gewahrsamsländern und Sachzusammenhängen gegliedert alle Aspekte des Kriegsgefangenenwesens behandelt. Neun Bände sind der Gefangenschaft in der Sowjetunion gewidmet, darunter finden sich Themen wie Hunger, Arbeit, Kulturelles Leben, Straflager. Von Jugoslawien bis zu den Benelux-Ländern sind die kleineren Gewahrsamsstaaten behandelt, für Frankreich, Großbritannien und die USA gibt es sechs Bände. Dazu kommen zwei Beihefte mit Erlebnisberichten und eine abschließende Zusammenfassung.³

Gründliche Arbeit wurde also geleistet, aber sie ist bald ins Gerede gekommen. Schuld daran war in erster Linie die Ängstlichkeit der Auftraggeber. In den Bonner Amtsstuben fürchtete man negative Wirkungen auf die Außenpolitik – zuerst gegenüber den Staaten im Westen, dann für die Neue Ostpolitik –, und man fand es diplomatisch und politisch klug, die Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen zwar drucken zu lassen, gleichzeitig aber die Öffentlichkeit an der Kenntnisnahme zu hindern. Bis Anfang der 70er Jahre waren die Bände „Nur für den Dienstgebrauch“ freigegeben. „Zwecks wissenschaftlicher Auswertung“ standen sie zwar auch in den großen Wissenschaftlichen Bibliotheken, aber sie durften zunächst nicht in den Katalogen erscheinen und der Zugang war erschwert.

Als der Haushaltsausschuß des Bundestags 1963 die Mittel genehmigte, beschloß er auch, um Provokationen des Auslands zu verhindern, daß jeder Band vom Auswärtigen Amt zu begutachten und freizugeben sei. In einer Fragestunde des Bundestags gab Außenminister Willy Brandt am 25. April 1969 Auskunft über den Stand der Dinge: „Nachdem die beiden ersten Bände vorlagen, entschieden sich jedoch die beteiligten Stellen mit Billigung des Auswärtigen Amtes, diese Bände zu veröffentlichen. Für die restlichen Bände kam das Auswärtige Amt zu dem Ergebnis, daß es einstweilen besser sei, über die ursprüngliche Zweckbestimmung nicht hinauszugehen. Dies sollte von vornherein, so meinte mein Amt, das Mißverständnis ausschließen, mit einer massierten Publizierung des Materials werde eine politische Absicht verfolgt und eine Diskussion in der Öffentlichkeit des Inlands oder gar des Auslandes provoziert. Dies hätte bei al-

len Beteiligten – oder bei vielen Beteiligten – alte Wunden aufreißen können und wäre der auf Versöhnung gerichteten Außenpolitik der Bundesregierung nicht dienlich gewesen.“⁴

Diese Geheimniskrämerei hat der Rezeption der Forschungsergebnisse der Kriegsgefangenenkommission geschadet. Immer wieder beschäftigten sich Sensationsjournalisten mit dem Thema und nährten den Argwohn, Dinge von monströsem Ausmaß seien vertuscht oder im Dunkeln gehalten worden. Das änderte sich auch nicht, als Ende 1972 die Kommissionsarbeit beendet war und als die 22 Bände uneingeschränkt öffentlich zur Verfügung standen. Wegen der unglücklichen Veröffentlichungspolitik drang die Tatsache nicht ins allgemeine Bewußtsein, daß sich die Historiker so frühzeitig und gründlich mit der Geschichte der Kriegsgefangenen beschäftigt haben.

Nachträgliche Aktenfunde oder die Tatsache, daß die Quellenbasis in den 50er und 60er Jahren noch nicht optimal war, ändern nichts daran, daß der Komplex „Kriegsgefangenschaft“ wissenschaftlich gut bearbeitet wurde, daß weder hinsichtlich der gesamten Dimension noch der Details wesentliche Korrekturen erforderlich wären.

Zweifellos wäre es vernünftiger gewesen, die Ergebnisse des amtlichen Dokumentationsprojekts „Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkriegs“ nicht unter Verschuß zu halten. Dadurch wurde nicht nur die Tätigkeit der wissenschaftlichen Kommission von vornherein diskreditiert, sondern auch der Boden bereitet für Legenden.

Aufsehen erregte nun die monströse Spekulation des kanadischen Journalisten Bacque, die in der These gipfelt, Amerikaner und Franzosen hätten nicht nur fahrlässig, sondern in bewußter Racheabsicht eine Million deutscher Kriegsgefangener umgebracht und die Deutschen – Historiker wie Politiker – hätten der Westallianz zuliebe den Mantel des Schweigens darübergebreitet.⁵ Die Hauptschuld weist Bacque dem damaligen Oberkommandierenden Eisenhower zu, den er zum deutschenhassenden Kriegsverbrecher stilisiert. Die Methode des Buches ist Spekulation, gestützt auf Aktensplitter und Kronzeugen, gipfelnd in unbeweisbaren Hochrechnungen. Die Behauptung, Lebensmittel hätten 1945/46 reichlich zur Verfügung gestanden, ist ebenso abstrus wie die Annahme, ein oder zwei Wochen Gefangenschaft seien ausreichend gewesen, um die Identifizierung von Kriegsverbrechern erfolgreich in Gang zu bringen.

Ein in vieler Beziehung fahrlässig, in schwitzendem Enthüllungseifer geschriebenes Buch, in dem Personen, Autoren und Behörden Unsachlichkeit oder Verschlagenheit vorgeworfen wird, das mit pauschalen Verschwörungsmymen arbeitet und unablässige Wiederholung als Hauptelement der Beweisführung einsetzt.

Bezeichnenderweise haben neuere seriöse Arbeiten weniger Resonanz in der Öffentlichkeit gefunden als das fahrlässige Sensationsstück des Kanadiers, wie z. B. die Studie von Arthur L. Smith über die Entlassung der

deutschen Kriegsgefangenen und ihre Wiedereingliederung in die deutsche Gesellschaft.⁶ Auf die sozialgeschichtliche Bedeutung des Massenphänomens Kriegsgefangenschaft hat Peter Steinbach in einem wegweisenden Essay aufmerksam gemacht.⁷

Es ist nicht die Absicht dieser Edition, die Kriegsgefangenenpolitik der Alliierten – der Westmächte, der Sowjetunion oder der kleineren Gewahrsamsstaaten – zu beleuchten oder das Verhalten amtlicher deutscher Stellen gegenüber diesem Kriegsfolgeproblem zu illustrieren. Anhand vier ausgewählter autobiographischer Texte soll vielmehr der individuelle lebensgeschichtliche Aspekt von Kriegsgefangenschaft dokumentiert, sollen Alltagsschicksale unter den extremen Bedingungen von Kapitulation, Internierung, unfreiwilliger Arbeit, Hunger und existentieller Not anschaulich gemacht werden.

In den Berichten spiegeln sich typische Gefangenenschicksale. Kurt Glaser geriet mit der Kapitulation des Afrika-Korps am 9. Mai 1943 in Tunesien in eine Kriegsgefangenschaft mit vielen Stationen auf drei Kontinenten. Der Überfahrt von Oran (Algerien) nach Norfolk (USA) im Juli 1943 folgten Aufenthalte in verschiedenen POW-Camps in den Vereinigten Staaten. Im Juni 1946 ging die Reise zurück nach Europa, jedoch nicht in die Heimat, sondern zum Arbeitseinsatz in britischem Gewahrsam. Im Juli 1947 wurde Kurt Glaser über Cuxhaven nach Deutschland repatriert, Munsterlager und Dachau waren die letzten Etappen bei der Entlassung am 2. August 1947.

Hans Jonitz verbrachte seine Kriegsgefangenschaft (April 1945 bis April 1947) ebenfalls im Gewahrsam zweier Mächte, die Amerikaner überstellten im Februar 1946 das ganze Lager den Franzosen. Heinz Pust und Otto Engelbert waren in sowjetischer Kriegsgefangenschaft.

Der letztere war Anfang 1943 im Kessel von Demjansk in Gefangenschaft geraten, er kam einige Wochen später in eine Frontschule zur politisch-weltanschaulichen Umerziehung, Chef war der sowjetische Major Lew Kopelew. Engelbert erlebte die Gründung des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ und des „Bundes deutscher Offiziere“, er wurde von den Sowjets zum Propagandisten ausgebildet, der ab Dezember 1943 mit dem Grabenlautsprecher von der sowjetischen Seite aus die Kameraden der Wehrmacht über die Kriegslage informierte. Die Männer vom Nationalkomitee verstanden sich als Widerstandskämpfer, die von sowjetischer Kriegsgefangenschaft aus zum Ende des Hitler-Regimes und des Krieges beitragen wollten. Major Kopelew brachte ihnen eines Tages Fotos: „Zwei oder drei der Aufnahmen aber zeigten eine riesige Grube. So weit man von oben hineinsehen konnte, war ihr Boden mit nackten Leichen bedeckt. Am Rand dieser Grube standen im Abstand von einigen Metern zwei Männer in Uniform, jeder ein nacktes Opfer vor sich, dem er den Lauf seiner Pistole in den Nacken drückte. Im Hintergrund aber drängte sich, von Bewaffneten umringt, eine kaum zu zählende Menge nackter

Männer und Frauen: die nächsten Opfer in Erwartung und in Angesicht ihres Endes. Man sagte uns, daß man diese Fotos gefunden habe, bei Gefallenen und Gefangenen, oder in verlassenen Bunkern. Offenbar führten ihre Besitzer sie bei sich als ‚Souvernirs‘. Keiner von uns dreien vermochte sich zu äußern. Was sollten hier Worte? Noch draußen vor der Tür und auf dem Heimweg herrschte Schweigen. Bis einer sagte: ‚Ich glaube, Genossen, wir sollten unseren Auftrag etwas ernster nehmen als bisher.‘⁸

Otto Engelbert, der wegen einer Meinungsverschiedenheit mit einem sowjetischen Offizier vom Fronteinsatz wieder ins Lager zurückgeschickt wird, beschreibt in einem kritischen Rückblick die Realität der „Antifa“, der sowjetischen Version von „Umerziehung“⁹, der Anstrengung, die unter anderer Voraussetzung und mit anderem Inhalt auch Amerikaner und Briten unternahmen, um die Deutschen zu Antifaschisten und Demokraten zu machen: Von November 1945 bis Mai 1946 ist er einer der Kursanten in der zentralen Antifa-Schule Talizy für deutsche Kriegsgefangene gewesen.¹⁰

Heinz Pust, der am 9. Mai 1945 von tschechischen Partisanen gefangen genommen und wenig später der Roten Armee übergeben wurde, blieb bis 30. September 1953 in sowjetischer Gefangenschaft. Er schildert den Alltag des Arbeitsgefangenen in insgesamt 19 Lagern, im Bergwerk, in der Ziegelei, in der Mühle, beim Straßenbau, im Wald, auf dem Bau ...

Alle dem Druck zugrunde gelegten Texte befinden sich im Archiv des Instituts für Zeitgeschichte. Die Berichte von Otto Engelbert und Heinz Pust sind ungekürzt, die Texte von Hans Jonitz und Kurt Glaser stellen Auszüge aus umfangreichen Erinnerungsschriften dar. Otto Engelbert hat seinen Bericht Anfang 1950, kurz nach der Entlassung, verfaßt, die Aufzeichnungen von Heinz Pust sind in großem Abstand von den Ereignissen in rückblickender Reflektion geschrieben.

Hans Jonitz begann mit der Niederschrift seiner Erinnerungen im Frühjahr 1987, er konnte sich dabei nicht nur auf ein gutes Gedächtnis und sämtliche Lagerzeitungen aus französischer Gefangenschaft stützen, sondern auch auf die rund 600 Briefe, die er seiner späteren Frau in den Jahren 1943 bis 1947 schrieb.

Kurt Glaser, dem auch das erstaunliche und wohl einmalige Kunststück gelang, seine Kamera und die Aufnahmen durch alle Filzungen zu retten, verfaßte seine Aufzeichnungen als Tagebuch in Stenographie. Die Stenogramme übertrug er nach der Entlassung in Schreibmaschinenschrift.

Mit einigen wenigen Strichen sollen schließlich Herkunft und Lebensweg der Verfasser skizziert werden. Hans Jonitz wurde 1921 in Nürnberg geboren, nach der Lehre als Industriekaufmann war er 1939 Angestellter bei MAN, im Herbst 1940 beim Reichsarbeitsdienst und ab Januar 1941 bei der Wehrmacht; als Unteroffizier kam er in die Gefangenschaft. Nach der Entlassung kehrte er in die alte Firma zurück, in der er Karriere machte: 1953 erhält er Handlungsvollmacht, für zehn Jahre (1959–1969)

bei einem anderen Unternehmen tätig, kehrt er zu MAN zurück, wo er Abteilungsleiter in München für den Lkw-Verkauf Inland (1974) und Bereichsleiter (1979) wird. 1985 tritt er in den Ruhestand und kehrt in seine Heimatstadt Nürnberg zurück.

Heinz Pust kam 1921 in Berlin zur Welt, wo er im März 1939 das Abitur ablegte. Unmittelbar anschließend folgte der Arbeitsdienst, ab 26. August 1939 die Wehrmacht. 1942 Leutnant, 1945 bis 1953 in Gefangenschaft, beginnt er 1953/54 an der FU Berlin mit dem Studium der Geschichte und Germanistik. Seit 1960 im Schuldienst in Berlin, seit 1961 in Hildesheim, zuletzt als Leiter eines Gymnasiums, seit der Pensionierung (1983) ist Heinz Pust in der Freien Wohlfahrtspflege und im Deutschen Sozialwerk tätig.

Kurt Glaser wurde 1915 in Gollub in Westpreußen geboren und wuchs in Nauen bei Berlin auf. Wie sein Vater will er die Polizeiaufbahn einschlagen und tritt im August 1933 in die Polizeischule Brandenburg/Havel ein, kommt zur Wehrmacht, wird 1935 Unteroffizier, 1937 Wachtmeister, 1938 im Einsatz beim Anschluß Österreichs, dann bei der Besetzung der Tschechoslowakei, 1939 Teilnehmer am Polenfeldzug, 1940 in Frankreich, 1941 an der Ostfront, kommt er nach Heimaturlaub 1942 Anfang 1943 zum Afrika-Korps und im Mai in amerikanische Gefangenschaft. Nach der Entlassung im August 1947 läßt sich Kurt Glaser in München zum Maurer umschulen, legt die Facharbeiterprüfung ab und wird 1950 Angestellter beim Landesamt für Wasserversorgung in München. 1958 übernimmt ihn die Wehrbereichsverwaltung München, er macht die Ausbildung im gehobenen nichttechnischen Dienst bei der Bundeswehrverwaltung, wird regelmäßig befördert und auf entsprechende Stellen versetzt, bringt es bis zum Regierungs-Amtsrat (1976) und tritt im Oktober 1978 in den Ruhestand. Otto Engelbert (1912–1989) war von Beruf Bibliothekar, er lebte in Hamburg. In sowjetische Kriegsgefangenschaft geriet er am 15. Februar 1943, seine Stationen waren Borowitschi (Begegnung mit Lew Kopelew), Antifaschule Waldau, Ostrow, Ostaschkow, Talizy, Arbeitslager Iwanowo (Winter 1946). Ab Herbst 1947 in den Lagern Stalino-gorsk und Novomosgorsk (östlich Tula) als Gießerei- und Bergwerksarbeiter eingesetzt, wurde er im Dezember 1949 entlassen.

Die Aufzeichnungen über das Leben in Kriegsgefangenschaft, über die Erfahrung eines jahrelang dauernden Kriegsendes im Zeichen von Not und Entbehrung, zerstörter Hoffnungen und ungewisser Zukunft sind repräsentativ für die Erlebniswelt einer ganzen Generation. Über das individuell Autobiographische hinaus leisten sie einen Beitrag zur Mentalitätsgeschichte der Deutschen. Aber auch wenn sich nur jeweils ein Teil des Millionenschicksals in ihnen spiegeln würde, wäre die Aufnahme dieser Texte in diese Reihe biographischer Quellen zur deutschen Geschichte wohl gerechtfertigt.

Anmerkungen

¹ Vgl. Christian Streit, *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945*, Stuttgart 1978.

² Deutscher Bundestag, 26. 10. 1950, Sten. Ber., S. 3495f.

³ Vgl. die Übersicht über das Gesamtwerk im Abschlußband: Erich Maschke u. a., *Die deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkriegs. Eine Zusammenfassung*, München 1974.

⁴ Deutscher Bundestag, 25. 4. 1969, Sten. Ber., S. 12629.

⁵ James Bacque, *Der geplante Tod. Deutsche Kriegsgefangene in amerikanischen und französischen Lagern 1945–1946*, Frankfurt a. M. 1989.

⁶ Arthur L. Smith, *Heimkehr aus dem Zweiten Weltkrieg. Die Entlassung der deutschen Kriegsgefangenen*, Stuttgart 1985; s. a. Winfried Becker, *Die Brücke und die Gefangenenlager von Remagen. Über die Interdependenz eines Massenschicksals im Jahre 1945*, in: ders. (Hrsg.), *Die Kapitulation von 1945 und der Neubeginn in Deutschland*, Köln 1987, S. 45–71.

⁷ Peter Steinbach, *Zur Sozialgeschichte der deutschen Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg und in der Frühgeschichte der Bundesrepublik Deutschland: Ein Beitrag zum Problem historischer Kontinuität*, in: *Zeitgeschichte* 17 (1989), H. 1, S. 1–18.

⁸ Otto Engelbert, *Schule des Propagandisten*, in: Heinrich Böll/Lew Kopelew, *Warum haben wir aufeinander geschossen*, Bornheim-Merten 1981, S. 110.

⁹ Zur Antifa-Arbeit vgl. die umfassende Studie von Gert Robel, *Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion. Antifa*, München 1974.

¹⁰ Das Manuskript von Otto Engelbert verdanken wir dem Hinweis und der Vermittlung von Bernd C. Hesslein (Hamburg), der anlässlich seines Dokumentarfilms „*Roter Stern und Stacheldraht. Umerziehung in sowjetischer Kriegsgefangenschaft*“ (1988) Otto Engelbert ausführlich interviewte.

Heinz Pust

Als Kriegsgefangener in der Sowjetunion Erinnerungen 1945–1953

Prolog

9. Mai 1945 – über den russischen Linien sehen wir ein wildes Feuerwerk von Leuchtkugeln und Leuchtschmuckmunition, wir hören das wilde Geknatter aller Arten von Handfeuerwaffen: wir wundern uns, erst später wird uns klar, daß die russischen Soldaten auf diese Art das Ende des Zweiten Weltkrieges, die Kapitulation der Deutschen Wehrmacht gefeiert haben. Wir wissen zu diesem Zeitpunkt davon noch nichts. Gewiß, in letzter Zeit war Merkwürdiges geschehen: ganze Kompanien hatten bei Nacht und Nebel ihre Stellungen verlassen und waren in westlicher Richtung verschwunden, ein nur leicht beschädigtes Geschütz wurde nicht mehr zur Reparatur angenommen, die allgemeine Lage an den Fronten war schlecht, andererseits hatte unsere Division noch vor zwei Tagen einen erfolgreichen Gegenstoß unternommen, unser Frontabschnitt war stabil, und war nicht vielleicht doch etwas Wahres an den Gerüchten, daß wir mit den Westmächten zusammen erneut die Russen schlagen würden? Heute, 40 Jahre später, erscheinen mir diese Gedanken phantastisch, wohl auch unlogisch. Hätte man nicht schon längst erkennen müssen, daß es geradewegs in die Niederlage ging? Was hinderte uns, diese doch im Grunde klar zutage liegende Entwicklung zu übersehen, beiseite zu schieben? Wahrscheinlich war es doch die Furcht vor dem, was nach der Niederlage kommen würde: Gefangenschaft, Zwangsarbeit, Besatzungsregime und wer weiß, was sonst noch. Unsicherheit, Zweifel, Angst, das waren die Gefühle, die uns in diesen Tagen bedrückten. Und die eigene Führung ließ uns im unklaren: am 8. Mai abends erhielten wir den Befehl, daß alle schweren Waffen zu sprengen seien – wie ich später erfuhr, im Gegensatz zu den Kapitulationsbedingungen¹ – und alle Mannschaften mit den zur Verfügung stehenden Kraftfahrzeugen nach Westen zu marschieren hätten, notfalls auch unter Anwendung von Waffengewalt. Ich weiß nicht, wer für diese Befehle verantwortlich war, ob die Division oder eine höhere Stelle, aber unverantwortlich war das Verschweigen der deutschen Kapitulation, auch wenn mit diesem Verfahren vielleicht versucht werden sollte, möglichst vielen Soldaten die sowjetische Gefangenschaft zu ersparen. Von der Kapitulation erfuhren wir erst am 9. Mai mittags von tschechischen Partisanen; sie hielten uns bei einer Ortsdurchfahrt auf, ei-

nen Augenblick sah es so aus, als ob es zu einem Schußwechsel kommen würde, aber ich gab spontan den in diesem Augenblick sicher einzig richtigen Befehl: Nicht schießen! Wir wurden entwaffnet, erhielten darüber eine Bescheinigung und wurden „in die Heimat entlassen“. Wann ich die Heimat wirklich wiedersehen würde, ahnte ich damals noch nicht. Wir wußten nun, daß der Krieg zu Ende und wie er zu Ende gegangen war. Was tun? Wir beschlossen, den Versuch zu wagen, uns gemäß der Anweisung nach Hause durchzuschlagen, freilich mit geringer Aussicht auf Erfolg, aber versuchen wollten wir es: am Tage in den Wäldern verstecken, in der Nacht nach Westen marschieren. Das war allerdings schwierig; überall gab es schon russische Truppen oder tschechische Partisanenverbände, die bei verdächtigen Geräuschen wie wild in die Nacht hinein schossen, ein paar Tage und Nächte hielten wir durch, dann wurden wir erneut von tschechischen Partisanen aufgegriffen – sie durchkämmten am Tage den Wald, in dem wir lagen – und in einem Schulgebäude eingeschlossen. Daß dies geschah und wir in den nächsten Tagen korrekt behandelt und leidlich ernährt wurden, verdanken wir wohl einem tschechischen Polizisten: er griff gleich nach unserer Gefangennahme in die unter den Partisanen in Gang gekommene Diskussion über das, was mit uns zu geschehen hätte, ein und sorgte für Behandlung gemäß dem Kriegsrecht, wonach es zunächst gar nicht ausgesehen hatte. Am 16. Mai schließlich wurden wir von den Tschechen an die Rote Armee übergeben² und befanden uns nun als Kriegsgefangene in sowjetischem Gewahrsam, in dem ich bis zum 30. September 1953 blieb.

Wie erging es mir? Was dachte und fühlte ich in dieser Zeit? Was erlebte ich? Ich versuche, es nach mehr als 40 Jahren in die Erinnerung zurückzurufen.

Die Leiden

Eingesperrt

Als erstes sehe ich vor meinem inneren Auge sofort das Lager: die Holzbaracken, manchmal auch ältere Gebäude aus Stein, den Appellplatz und vor allem den 2,50 m hohen Stacheldrahtzaun, an den vier Ecken die Wachtürme, bei größerer Ausdehnung des Lagers diese auch noch zwischendurch, das große Tor mit dem Wachgebäude daneben. In den Türmen sitzen Tag und Nacht die Posten, und sie haben Befehl, auf jeden Gefangenen ohne Anruf zu schießen, der den 3–5 m breiten, geharkten Sicherheitsstreifen vor dem Zaun betritt oder es gar unternimmt, den Zaun erklettern zu wollen. Wir wissen es, haben es erlebt, daß Kameraden den irrwitzigen Versuch, auf diese Weise nach draußen zu gelangen, mit dem Leben bezahlt haben.

Und stets vergewissert sich die Gewahrsamsmacht, daß niemand ver-

schwunden ist: gezählt wird jeden Morgen und jeden Abend, zu jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter, immer das gleiche: Antreten auf dem Appellplatz, Aufstellung in Fünferreihe, Meldung des deutschen Kommandanten an den Offizier vom Dienst, Zählung, manchmal drei- oder viermal wiederholt, weil die Zahlen nicht stimmen, weil sich irgend jemand verzählt hat, weil irgendwo vielleicht nur vier statt fünf hintereinander gestanden haben. Und auch wenn es zur Arbeit geht, muß gezählt werden; der Führer des Postenkommandos muß unterschreiben, wie viele Gefangene er übernommen hat, und dieselbe Zahl muß er abends wieder abliefern. Damit war freilich nur sichergestellt, daß immer die gleiche Zahl an Gefangenen da war, nicht aber, daß es immer die gleichen waren. Theoretisch hätte eine ganze Lagerbesatzung oder größere Teile davon ausgetauscht werden können. Aber wer wäre schon zu einem solchen Geschäft bereit gewesen? Unter den ungarischen Gefangenen im Lager Georgiewsk gab es einige, die behaupteten, nie Soldat gewesen zu sein, sie seien 1945 nur deshalb von russischen Soldaten aufgegriffen worden, weil diesen während eines Arbeitstages einige Gefangene entwischt waren; und alles Protestieren – auch bei höheren Stellen im Lager – habe ihnen nichts genutzt. Ich kann mich für die Wahrheit dieser Geschichte nicht verbürgen, aber für möglich halte ich sie.

In gewissen Abständen wurde allerdings auch die Identität der Gefangenen überprüft, in großen, oft ganztägigen Appellen oder bei ärztlichen Untersuchungen.

Wie schon erwähnt, wurden wir auch während der Arbeit bewacht. Immer war eine Postenkette um die Arbeitsstätte herum aufgestellt. Arbeitsplätze, an denen wir länger arbeiteten, größere Baustellen etwa, wurden sogar eingezäunt, und es wurden Wachtürme errichtet wie im Lager. Diese ständig erlebte und gewissermaßen auch demonstrierte Unfreiheit war doch bedrückend. Gewiß, wir waren auch als Soldaten oder Arbeitsdienstmänner, ja nicht einmal in den Sommerlagern der Hitler-Jugend frei gewesen, aber es war doch ein Unterschied, ob man bloß den eigenen deutschen Vorgesetzten unterstand, mit den Möglichkeiten von Ausgang oder Urlaub, oder ob man in einem fremden Land anderssprechenden Menschen, dazu noch als Besiegter den Siegern gehorchen mußte, nicht wissend, wie lange dieser Zustand dauern würde. Lethargie und Hoffnungslosigkeit, die dadurch entstanden, drückten sich auch in unseren Bewegungen aus: Dahintrotten mit gesenkten Köpfen, stumpfsinniges Hocken oder Stehen bei Marschpausen, müde Kolonnen des Elends; ich kann dieses Bild nie vergessen.

Nur wenige Zeiten gab es, wo man das fast hätte vergessen können. In Rostow am Don z. B. gab es im Sommer 1949 ein kleines Arbeitskommando, zu dem nur sechs bis acht Gefangene gehörten; es arbeitete auf dem Sportplatz von Dynamo Rostow; viele wären dort gern öfter mitgegangen, ich hatte nur einmal das Glück, als einer der dort ständig Arbei-

tenden erkrankt war. Da holte uns ein uralter Mann mit einem ebenso alten Gewehr an der Wache ab, unterschrieb auch brav, aber dann ließ er uns losgehen, er fuhr derweil mit der Straßenbahn. An der Haltestelle draußen erwartete er uns dann, gab einem von uns das Gewehr zum Tragen, und so kamen wir zur Arbeitsstelle. Auch der Rückmarsch gestaltete sich so.

Übrigens war das Kommando auch aus anderen Gründen beliebt, dort konnte man auch mal was zu essen „organisieren“.

Auch den Sommer 1948 brachte ich in einem Lager zu, das uns zeitweilig die Gefangenschaft fast hätte vergessen lassen können. Es befand sich in der Sowchose Skaguhn, im Stawropoler Gebiet am Rande der Kalmückensteppe gelegen. Hier arbeiteten rund 90 Kriegsgefangene, es gab Stacheldraht und Wachtürme wie überall, aber keine Posten, durchs Lagertor ging man ein und aus, wie man wollte. Das sowjetische Personal bestand nur aus einem Feldwebel, der Lagerkommandant und zugleich Magazinverwalter war. Er kümmerte sich nicht allzuviel um das Lager. Er war häufig bei der Lehrerin des Ortes, mit der er ein Verhältnis haben sollte. Alle inneren Lagerangelegenheiten regelte der deutsche Kommandant Fritz, mit unverkennbar Berliner Jargon, aber aus Küstrin stammend, wenn ich mich recht erinnere. Ihm sagten wir Bescheid, wenn wir nach der Arbeit noch auf eine Stunde oder zwei ins Dorf wollten, er teilte uns zur Arbeit ein und befreite uns auch, wenn der deutsche Arzt uns krank schrieb. Auch bei der Arbeit waren wir sehr selbständig; die russischen Brigadiere sagten uns, was wir machen sollten, und wir gingen allein zu dem Feld und arbeiteten ohne jede Aufsicht. Die Brigadiere kamen im Laufe des Tages ein- oder zweimal und sahen nach, ob „alles lief“. Da wir hier auch immer satt wurden – schließlich wurde auf den Feldern dieser Sowchose fast nur Weizen angebaut –, hätten wir es alle in diesem Lager noch länger ausgehalten. Leider wurde es aber Ende September oder Anfang Oktober 1948 aufgelöst. Warum ausgerechnet dieses Lager im Hauptlager Georgiewsk als „Verbannungslager“ angesehen wurde, in das vorwiegend SS-Leute eingewiesen wurden, gehört zu den vielen Unbegreiflichkeiten jener Zeit.

Zusammengepfercht

Eng verbunden mit der Erinnerung an das Eingesperrtsein ist die an das Zusammengepferchtsein, vielleicht alle Tage noch schwerer zu leben. Gewiß, wir waren nicht verwöhnt, im Arbeitsdienst hatte ich mit 15 Mann ein Zimmer teilen müssen, in den deutschen Kasernen waren wir manchmal mit acht oder zehn in einer Stube gewesen, und in den Kriegswintern an der Front wurde ein wärmendes Haus auch von vielen Landsern belegt, aber das, was wir hier erlebten, war doch viel mehr. Im ersten Lager, dem ehemaligen Truppenübungsplatz Proschtschnitz in Böhmen, wurden

50 Mann in ein Zimmer einer Baracke gelegt, in dem sonst vielleicht zwölf, allenfalls 16 Mann gelegen hatten. Mobiliar gab es nicht, keine Betten, keine Tische und Stühle, keine Schränke, irgendwie mußten wir uns auf dem Fußboden einrichten. Und so oder so ähnlich blieb es lange, ob auf dem Fußboden oder etwas höher gelegenen Pritschen oder auch in zwei Etagen hatten wir in langen Reihen unsere Plätze. Aber was heißt „unsere Plätze“? Wenn wir nachts raus mußten – und das mußten viele von uns wegen der weitverbreiteten Ödeme öfter als einmal –, dann war, wenn man zurückkam, eigentlich kein Platz mehr. Und es ist nicht erfunden, wenn ich sage, daß zu gewissen Zeiten alle Gefangenen nachts auf derselben Seite liegen mußten, ein Umdrehen war nur möglich, wenn sich alle umdrehten. Diese schlimmsten Zeiten wiederholten sich bis zum Sommer 1947 mehrfach, in diesem Jahr wurde endlich das Lager Georgiewsk von Pritschen auf Betten umgestellt, natürlich 2stöckig; und auch in den Lagern, in denen ich danach war, gab es Betten. Damit war die schlimmste Not beendet, aber genug Raum gab es deshalb noch lange nicht. Man muß sich vorstellen, daß alle Räume mit Betten ziemlich vollgestellt waren, Schränke gab es nie – wozu auch, wir besaßen ja nichts –, Tische und Bänke gehörten erst in den letzten beiden Jahren zum Inventar. Das gesamte Leben spielte sich immer in Räumen ab, in denen sich sehr oft zwischen 50 und 100 Leuten aufhielten, in guten Zeiten, vor allem in den letzten Jahren 16–20; und auch auf dem „Lokus“ war man nicht allein, entweder gab es überhaupt nur eine Latrine oder große Räume mit fünf, zehn oder 20 Sitzen nebeneinander. Daß es in dieser drangvollen Enge, in der man keinen Augenblick allein war, nicht zu mehr Aggressionshandlungen kam, daß es im großen und ganzen immer leidlich friedlich zuging, wundere mich in der Rückschau mehr als damals. Wir müssen wohl ein ungeheuerliches Anpassungsvermögen entwickelt haben, vielleicht auch die Fähigkeit, in der Menge „für uns“ zu sein. Und eine gehörige Portion Abstumpfung war wohl auch mit im Spiel; wie hätte man es sonst aushalten können?

Auch Licht war nicht selbstverständlich. In den ersten Jahren gab es in vielen Lagern kein elektrisches Licht. Hier versuchten wir oft, aus alten Büchsen kleine Öllampen zu basteln, zu denen alte Stoff- oder Wollreste die Dochte abgaben; Öl – wo hatten wir es eigentlich her? – war aber kostbar, wir mußten damit sparsam umgehen; außerdem rußten diese Lampen meist ganz erbärmlich, so daß wir manchen Morgen erst den Ruß vom Vorabend aus den Nasen schnauben mußten. Zunehmend gab es allerdings überall Licht, etwa ab Winter 1948. Schalter gab es übrigens zumeist nicht, das Licht brannte die ganze Nacht, manchmal auch Tag und Nacht. Erst in den letzten drei Jahren konnten wir selber das Licht ein- und ausschalten. Die Birnen waren in der Regel ziemlich schwach, das Lesen bei künstlichem Licht also schwer möglich, in jedem Fall aber sehr anstrengend.

Hungrig oder einseitig ernährt

Daß es in den ersten Wochen Ernährungsprobleme gab, liegt auf der Hand: ca. drei Millionen Kriegsgefangene waren der Roten Armee gleichsam über Nacht in die Hände gefallen³, sie selbst hatte einen Vormarsch von 700–800 km hinter sich und war von ihrer eigenen Versorgungsbasis weit entfernt, die Nahrungsmittelversorgung der sowjetischen Zivilbevölkerung war noch schlecht. Kein Wunder, daß die Versorgung in den Lagern noch im argen lag. Die zuständigen Offiziere der Roten Armee bemühten sich um baldige Normalisierung. Aber was hieß das für uns?

Es bedeutete für uns zunächst die Umstellung auf die Ernährungsgewohnheiten des Gewahrsamslandes: also zwei- bis dreimal am Tag Suppe und Brot, manchmal 2 bis 3 Löffel Brei, russisch Kascha, 17 g Zucker pro Tag, meist für mehrere Tage zusammen ausgegeben, und fast immer 5 g Tabak pro Tag, meist Machorka, den kräftigen russischen Tabak des kleinen Mannes, aus dem mit Zeitungspapier Zigaretten gedreht wurden, für viele Raucher unter uns anfangs kaum genießbar. Vielen fiel die Umstellung auf diese Art der Ernährung sehr schwer. Das wichtigste und beliebteste Nahrungsmittel war für uns das Brot, zwischen 300 und 600 g gab es davon pro Tag, seit 1948 ständig 600 g. Das erscheint nach heutigen Maßstäben nicht wenig, aber man muß bedenken, daß es der Grundbestandteil unserer Nahrung war, eigentlich der einzige, der wirklich zählte; hinzu kommt, daß es qualitativ nicht sehr gut, teilweise – je nach Qualität des Mehls – auch ausgesprochen schlecht war; aus 100 kg Mehl mußten 160 kg Brot gebacken werden, unsere deutschen Lagerbäcker hatten Mühe, das überhaupt herauszubacken. Das Brot war immer schwer, oft feucht und klitschig. Dennoch: Brotausgabe war stets ein wichtiger Augenblick im Tagesablauf, viele aßen die ganze Tagesration auf einmal auf, wenn sie im ganzen ausgegeben wurde; wenn dies morgens war, blieben ihnen im weiteren Tagesverlauf nur die dünnen Suppen. Ein solches Verhalten war unklug, aber im Kampf zwischen der Einsicht in die sinnvolle Verteilung der Nahrung über den ganzen Tag und dem Heißhunger, ja der Gier nach dem festen Brot siegte eben oft letztere. Im Laufe der Jahre gingen die Russen aber mehr und mehr zur Dreiteilung der Tagesration über, sicher zum Nutzen der Gefangenen. Gern wurde an den Tagen, an denen Zucker verteilt wurde, das Brot mit Zucker bestreut und damit eine Illusion von Kuchen erzeugt.

Fett und Fleisch – je 17 g pro Kopf und Tag – wurden in der Küche in den Suppen verarbeitet, natürlich war von beiden kaum etwas zu merken. Wieviel Kartoffeln, Gemüse oder Nährmittel dem einzelnen Gefangenen zustanden, weiß ich nicht, allzuviel waren es sicher nicht, und vor allem war die Qualität oft schlecht; verfaulte Kartoffeln, wässriger Sauerkohl, angefaulte rote Rüben. Und so war der halbe Liter Suppe, den man zweimal, meist aber dreimal am Tag erhielt, nur eine dünne Brühe, in der ein

paar Stückchen Rüben oder etwas Kraut schwammen. Etwas besser waren die Graupen- oder Hirsesuppen, aber auch sie reichten nicht aus, den Hunger zu stillen, sie füllten allenfalls den Bauch, im Winter wärmten sie wenigstens eine Zeitlang. Hinzu kommt, daß die Versorgung mit Lebensmitteln oft sehr einförmig war, es gab eben wochenlang nur Krautsuppe, dann wochenlang Graupensuppe und so fort. Daß es keinerlei Gewürze gab, um den Geschmack der Suppe aufzubessern, sei nur am Rande erwähnt, zeitweilig fehlte es sogar an Salz. Was hatte man eigentlich von solcher Suppe? Dennoch stand man geduldig an, wenn „Nachschläge“ in Aussicht waren. In den ersten Wochen der Gefangenschaft war es für mich übrigens schwer, die Suppe überhaupt zu empfangen: ich besaß kein Kochgeschirr, weil ich zum Zeitpunkt der Kapitulation von meinem Gepäck getrennt gewesen war. So mußte ich immer von einem Kameraden, der schon gegessen hatte, sein Geschirr leihen, ganz zu Anfang hatte ich nicht einmal einen Löffel. Nach einigen Wochen gelang es mir, an eine leere Konservendose zu kommen, die ich am oberen Rand mit zwei Löchern versah, durch die ich dann als Henkel einen Draht führte. Erst 1950 war ich so „wohlhabend“, mir ein Kochgeschirr zu „kaufen“. Zu dieser Zeit gab es allerdings in den meisten Lagern, in denen ich bis dahin war, schon Leichtmetallschüsseln, in denen das Essen in der Küche ausgegeben wurde; es war dann auch Vorschrift, in einem mit Tischen und Bänken versehenen Eßraum zu essen; die Russen meinten, das gehöre zur „Kultur“. Aber was für eine Eßkultur konnte man unter diesen Umständen überhaupt verlangen? Es gab viele Mahlzeiten, zu denen man nicht einmal einen Löffel brauchte, man konnte die Suppe auch gut trinken. Messer und Gabel waren nicht vonnöten, übrigens auch nicht erlaubt, sie hätten ja als Waffe benutzt werden können!

Die mangelhafte, insbesondere aber einseitige Ernährung – Fett und Eiweiß gab es nicht ausreichend – führte bei vielen Gefangenen zur Schwächung, ja zu Krankheit. Sie führte aber auch zu psychischen Veränderungen: das Gesprächsthema Nr. 1 war das Essen: was man früher gegessen hatte, was man einmal wieder essen werde und was man sich unter den Bedingungen des Lagers an besonderen „Genüssen“ verschaffen könne usw. Es entstand auch in bezug auf die Essenszuteilung eine Art von Gerechtigkeitsfanatismus. Als in den ersten Jahren das Brot oft in Zehnerportionen für eine ganze Gruppe ausgegeben wurde, bastelte man Waagen, damit jeder auch aufs Gramm genau seine Ration bekam. Vielfach wurde in den Gruppen genau Buch geführt über besondere Vergünstigungen oder was dafür gehalten wurde: Kantenstücke vom Brot, die bei der Teilung von Fisch übriggebliebenen Fischköpfe usw. Gerechtigkeitshalber soll darauf hingewiesen werden, daß auch die russische Zivilbevölkerung in den ersten Jahren nach dem Krieg – etwa bis 1948 – sehr schlecht lebte, auch deren Rationen waren dürrtig, wenngleich es außerhalb eines Lagers doch leichter war, sich zusätzlich etwas zu beschaffen. Für uns war das

nur möglich, wenn wir Geld verdienen konnten; dann konnte man zusätzlich Brot, auch Weißbrot, Käse, Wurst, Butter und Joghurt kaufen. Für den größeren Geldbeutel gab es auch Tee, Zigaretten, sogar Wein und zeitweise auch Schnaps zu kaufen. Die ersten Geldverdiener tauchten in meiner Umgebung erst 1947/48 auf, aber es waren nur sehr wenige, ihre Zahl nahm erst 1949 etwas zu. Interessanterweise wurde die Situation dadurch auch für alle besser. Die Nichtverdienenden profitierten von denen, die verdienten, weil diese öfters auf bestimmte Teile ihrer Verpflegung verzichteten, z. B. auf Suppen oder Brei, manchmal auch auf Brot, was z. T. durch „Dienstleistungen“ verschiedenster Art, etwa Schuheputzen o. ä., ausgeglichen wurde. Einen Durchbruch bedeuteten für uns die Paketsendungen aus der Heimat, die ab Winter 1950/51 möglich wurden. Spätestens von diesem Zeitpunkt an gab es zwar noch Mangel, gelegentlich auch „Durststrecken“, aber keinen eigentlichen Hunger mehr. Die Pakete enthielten vor allem Büchsen mit Fleisch oder Wurst, auch Käse, Schmalz, gelegentlich auch Margarine, natürlich auch Kekse, Süßigkeiten, Zigaretten oder Tabak usw. Die Verfügung über Geld und der Empfang von Paketen ermöglichte daher wenigstens teilweise eine Rückkehr zu deutschen Eßgewohnheiten, z. B. zu belegten Broten am Abend nach der Arbeit. Die Lagerernährung blieb bis zum Schluß einseitig, wenn auch hier eine gewisse Qualitätsverbesserung – parallel mit der verbesserten Versorgung der Zivilbevölkerung – nicht zu verkennen war.

Ich selbst war eigentlich in den ersten drei Jahren ständig hungrig, habe dann aber den Sommer 1948 relativ gut überstanden – das war die oben schon erwähnte Zeit auf der Sowchose. Auch der Sommer 1949 war nicht schlecht, hier half ich dem deutschen Magazinverwalter, und da fiel dann und wann etwas zu essen ab. Und ab August 1950 gehörte ich zur Gruppe der Verdienenden, wenn auch nur in bescheidenem Rahmen; Hunger war dann nicht mehr mein Problem, nur noch Sehnsucht nach Essen, wie man es früher gewohnt war.

Unsauber

Mangelnde Möglichkeiten zur Körperpflege – das ist für mich ein weiteres Kennzeichen der Gefangenschaftsjahre. Gewiß, im Kriegseinsatz war man in dieser Hinsicht auch nicht besonders verwöhnt, da ging oft vieles nicht, was in den Kasernen noch selbstverständlich gewesen war. Manche kamen daher verlaust in die Gefangenschaft. Hier sorgten die Russen rasch für Abhilfe, sie fürchteten auch für die eigenen Leute. Aber darüber hinaus waren die hygienischen Verhältnisse ungenügend. Das Hauptproblem war dabei die Versorgung mit Wasser; sie war, genaugenommen, in allen Lagern unzureichend. Im ersten Lager, im böhmischen Prosetschnitz, ging es noch recht gut, es handelte sich da um einen ehemaligen deutschen Truppenübungsplatz, in dem es Waschanlagen gab, und wenn sie dem